

# Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordau.

(A. Nimius.)

(16. Fortsetzung.)

Wer anders als er hatte sie zu diesem Intriquenspiel veranlaßt? Das war damals gewesen, als es zwischen ihm und dem Kaiser fast zum Konflikt gekommen war, weil Napoleon ihn in tyrannischer Weise behandelt hatte. Außerlich war Dalberg damals der Nachgebende gewesen, eingeschüchelt durch den Wuthausbruch Napoleons; aber bald darauf hatte er Madeleine veranlaßt, ihre Verbindungen mit England, Schweden und Preußen anzuknüpfen, und außerdem zu sondieren, wie weit wohl die Rheinbundfürsten auf etwaige Vorschläge von dort her eingehen würden. Und nun?

## Fünftehntes Kapitel.

Nach dem Festjubiläum über Napoleons Siege kaum verflungen, da durchschwirren unheimliche Gerüchte die Luft. Sie kamen zuerst vereinzelt, unsicher, und verschwanden dann wieder, denn sie begegneten ungläubigem Lächeln und Kopfschütteln.

Wie konnte man glauben, was in direktem Widerspruch mit allen Zeitungsnotizen stand! Nein, es gab immer einige Bestimmten, die das Schlimmste prophezeien.

Doch die Gerüchte tauchten mehr und mehr auf, nahmen eine immer greifbarere Gestalt an; schon las man mit leiserem Zweifel die schwalligen Berichte von dem glänzenden Leben in Moskau, von den ungeheuren Verlusten der Russen, während das französische Heer, schwelgend im Ueberfluß der erbeuteten Schätze, sich zu weiterem Vordringen rüstete.

Da durchbrauste die Welt ein Schreckensruf, der fast die Wirkung der Posaune des jüngsten Gerichts hatte: Moskau, die Zarenstadt, war in Flammen aufgegangen, der Siegestaumel der französischen Armee war zu Asche verbrannt.

Ihm zeigte ein fanatischer Volk, daß ihm selbst der eigene Herd, sein höchstes Heiligthum, nichts mehr gilt, wenn es kein anderes Mittel mehr besitzt, den verhassten Feind zu vernichten. Vielleicht vernahm der bleiche, finstere Kaiser zum ersten Mal das Klauschen der schmerzlichen Schicksalsglocke, als er vom Turm der Basilika die zu Moskau in die zurückfindende Blut der brennenden Stadt starrte, die nichts übrig ließ als rauchende Trümmer. Doch fort mit so düsteren Bildern!

Ist er nicht Herr der Welt? Hat er nicht eben ein solches Reich zu seinen Füßen niedergezwungen? Noch täuscht er sich selbst, und vor allen Dingen gilt es, die Welt zu täuschen.

Und noch immer sprachen die Zeitungen davon, daß die Armee sich im besten Zustande befände und man der Zukunft mit größter Zuversicht entgegenstehe, als schon längst das furchtbare Wort: „Rückzug“ gesprochen, ein Wort, das Napoleon bisher nicht gekannt, das ihn zuerst in fast wahnwitziger Raserei verfehlt hat, als seine Generale es auszusprechen wagten, und zu dem er dann selbst doch den Befehl geben mußte.

Erst das neunundzwanzigste Bulletin bestätigte, was vorausgesagt, vereinzelt flüchtig bereits ungläubigen, entsetzten Zuhörern berichtet haben, daß die stolze, herrliche Armee vernichtet, daß ganze Regimenter decimirt, und daß sich durch die eifigen Streifen Rußlands ein langer, grauenvoller Zug hohllängiger, zerlumpter Menschen ergiebt, denen der Winter seine Tagen in den Naden schlägt, die sich mit ihren letzten Kräfte gegen die Verfolger zu wehren suchen, um endlich sterbend am Wege zusammenzubrechen, oder in furchtbare Verzweiflung selbst Hand an sich zu legen.

Und allen voran jagt im Schlitten der Kaiser, finstere brütend und grollend mit dem Gesicht, das ihn zum ersten Mal im Stich gelassen hat.

Da bricht sich die schon lange heimlich gärende Empörung Bahn, der Jammer um die Angehörigen, die in diesen furchtbaren Feldzug meist mit Gewalt mitgeschleppt sind, und die nun in dem barbarischen Lande elend zu Grunde gehen müssen, als Opfer des unerfährlichen Ehrgeizes Napoleons, überwiegt noch die Noth und Sorge um das tägliche Leben, die sich durch die schweren Kriegslasten überall eingeschlichen hat.

Der Winter war auch am Rhein in diesem Jahr mit ganz besonderer Strenge eingezogen und am Anfang des Dezember trieb bei Mainz der Rhein bereits Eischollen herab. Das war ein seltenes Schauspiel, denn man ist am Rhein so strenge Winter nicht gewöhnt.

Die Schiffbrücke, die von Mainz nach Kassel führte, war abgefahren und somit die direkte Verbindung zwischen den beiden Städten unterbrochen. Noch wagte man sich in starken Booten zwischen den Eischollen hindurch, aber es

war ein mühseliger Verkehr, der ebenfalls aufzuhören drohte, wenn das Eisstreifen härter wurde.

Heute wehte ein scharfer Nordost, die Straßen waren menschenleer, und wer dennoch geizig war auszugehen, der eilte tiefvermummt seinem Ziele zu, um möglichst bald in warme Räume zu kommen.

In einem luxuriös eingerichteten Zimmer ihres Hauses am Liebfrauenplatz sah die Gräfin von Fremont am Kaminsfeuer, das den schönen, weiten Raum behaglich durchwärmte. Ihr weißes Gesicht, die Gestalt im purpurnen Lehnstuhl, den ein vergoldeter Adler trönte, war von den Flammen des Kamins wie in Rosenluz getaucht. Hier merkte man nichts von der Strenge des Winters, von all der Noth und dem Elend ringsum, hier war alles Schönheit, Reichthum, raffinierter Luxus.

Sie nahm ein silbernes Körbchen, vom Tisch, das mit prachtvollen Früchten gefüllt war, und bot es dem Mann dar, der ihr gegenüber an diesem Tisch saß.

Nehmen Sie doch, Franz! Die Früchte sind gut, sie stammen aus dem Treibhaus des Großherzogs von Frankfurt, der sie mir gestern selbst brachte.

Doch er wies die Gabe mit einer schroffen Gebärde zurück. Da entnahm sie dem Körbchen eine goldglänzende Orange, schälte sie und hielt sie dem Gost noch einmal mit süßem Lächeln entgegen.

„Verschmähen Sie sie auch jetzt noch, Franz?“ fragte sie.

„Sie wissen immer Ihren Willen durchzusetzen, Lena“, erwiderte er, indem er die Frucht hastig ergriff und verzehrte. „Bei Gott, wenn dieser Wille, diese Energie, die Sie besitzen, sich doch etwas Anderes zum Ziel erwählte, als das Tändeln mit thörichten Dingen und —“

„Das Intriquenspiel!“ versetzte sie fast. „Sie schmeicheln nicht, Franz, daß muß man Ihnen lassen. Aber ich bin so thöricht, gerade das an Ihnen zu lieben, denn Sie bilden auch darin eine Ausnahme von der großen Menge, die ich täglich sehe. Im übrigen aber kann ich Ihnen das, was Sie mir vorhin sagten, zurückgeben. Wenn auch Ihr Wille sich auf andere Dinge richten, was könnte ein Mann wie Sie in der Welt erreichen! Was haben Sie das davon, daß Sie sich täglich unter das gemeine Volk mischen, die verpesteten, schmutzigen Armenviertel aufsuchen, in denen Sie vielleicht nicht einmal Ihres Lebens sicher sind; daß Sie Ihr schönes Schloß zum Spital und Armenhaufe herabwürdigen und fogar, wie man sagt, Heeresflüchtige oder Deserteur, die dem Gost verfallen sind, verbergen, ihnen fortkommen, wohl gar auf Ihre amerikanischen Besitzungen, wo Sie bald eine Verbrechertolonie gegründet haben werden.“

„Wenn Sie als Frau sich diese Fragen nicht selbst beantworten können, dann ist es nutzlos, daß ich Sie mit einer Erklärung belästige, denn Sie würden mich doch nicht verstehen, Lena. Und doch, ich habe eine bessere Meinung von Ihnen, ich weiß, Sie machen sich schlechter als Sie sind. Ich erinnere mich genau, wie die kleine Lena Erthal einst im Winter ein armes, frierendes Kind in ihren Wagen nahm, ohne sich darum zu kümmern, ob sie schmutzig und zerlumpt war; aber sie kümmerte sich auch nicht um die Scheltworte und die Drohungen der Gouvernante, es dem Dheim zu sagen, denn Lena Erthal ließ sich schon damals nicht meistern. Ich erinnere mich, wie die kleine Lena dem Kinde dann in ihrem Zimmer zu essen gab, ihm warme Kleider und ihre schönsten Spielsachen schenkte. Und ein anderes Mal —“

„Verschonen Sie mich, Franz,“ unterbrach ihn die Gräfin, „solche Redensarten sind ein augenblicklicher Impuls, weiter nichts. Lassen Sie uns lieber von praktischen Dingen reden. Warum fehlen Sie bei allen größeren, offiziellen Festen, warum lassen Sie sich nie mehr in Frankfurt am Hofe des Großherzogs sehen? Wissen Sie, daß Dalberg mir darüber schon öfter sein Erstaunen ausgesprochen hat, daß man es nicht begreift, daß ein Mann wie Sie seine Zeit mit Dingen ausfüllen kann, die seinem Ehrgeiz unmöglich genügen können?“

„Glauben Sie wirklich, daß es für mich Wert hat, Lena, was dieser Dalberg, diese Puppe, die sich von jedem Windhauch bewegen läßt, über mich sagt? Das ist es ja eben, der Ehrgeiz! Wenn ich nun gar keinen Ehrgeiz habe, wenigstens diesen Ehrgeiz nicht, mir durch das Beugen vor einer Größe, deren inneren Werth ich nicht anerkenne, durch das Nachtreten in Bahnen, die ich verabscheue, das zu erringen, was man eine Stellung nennt? Mein Ehrgeiz liegt wo anders, Lena. Durch eigene Kraft, aus dem Nichts hervor habe ich mir die Mittel und die Möglichkeit erworben, den Stiefkint in des Glücks, zu denen ich auch einst gehörte, ein Beschützer und Helfer zu sein, in eine Gemeinde

zu gründen, die in gläubigem Vertrauen zu mir aufsteht, die mit mir arbeitet, mit mir strebt, je nach dem Bedürfniß des Einzelnen.“

„Und der Sie andeuten, abgesehen von dem Lndant, den Entwürfen, die Sie bereits gezeichnet haben und noch ernten werden. Gleichwohl! Nennen Sie das keinen Ehrgeiz? Oder nein, ich drücke mich falsch aus, es ist nicht Ehrgeiz, sondern Herrschsucht, unbeherrschbare Herrschsucht, die sich wie jener Bonaparte zum Mittelpunkt der Welt machen will, um allen Mitgeschöpfen ihre Befehle vorzuschreiben.“

„Sie verstehen mich wieder einmal nicht, Lena,“ sagte er traurig, „oder vielmehr, Sie wollen mich nicht verstehen. Es ist besser, ich gehe.“

„Und wohin?“ fragte sie finstern.

„Auf mein Schloß in den Rheingau. Ich habe dort allerlei anzudeuten, was meine Gegenwart erfordert, außerdem ist meines Bleibens in Europa nicht mehr lange, mein kleines Reich am Mississippi verlangt nach dem Herrn und — ich dürste nach der Freiheit, der ungemessenen Freiheit!“

Dort in der Allgewalt der Natur wird sich die Brust wieder zu freierem Athemzug heben. Hier sind mir die Hände gebunden, ich stoße mich überall an kleinlichen Vorurtheilen und das einzige, was mich in Europa ausführen könnte, ist mir verweigert durch die unergründliche Großmuth dessen, der mir einst das Leben schenkte und mit der er mir die Waffe aus der Hand genommen hat. Leben Sie wohl, Lena!“

„Franz, gehen Sie nicht so fort, so zürend und eifrig!“

Sie sagte es mit weicher, bewegter Stimme, während er, schon in der geöffneten Thür, zögernd, unerschütterlich stehen blieb und dann noch einmal zurückblinnete, als er in ihre strahlenden Augen sah.

„Vielleicht darf Lena Erthal doch etwas für Ihre Armen und Kranken beisteuern,“ sagte sie.

Verwunden war der hochmüthig alte Jung, der vorhin auf ihrem schönen Gesicht gelegen, während sie sich geschäftig hin und her bewegte und Toilette, die sie herbeigerufen hatte, ihre Anweisungen gab.

„Sehen Sie, Franz, ich hatte das alles längst für Sie bereit, diese Winterkleider und die Vorräthe an Lebensmitteln, ich habe es nur vergessen über so viele andere Dinge, die an mich herantraten. Ich lasse anspannen, Jean, der Diener, fährt mit und trägt Ihnen die Sachen aus dem Wagen an's Boot. Ja, wollen Sie?“

Er ergriff ihre beiden Hände und drückt sie an sein Herz, an seine Lippen. „O, Lena, wenn Sie sie abstreifen könnten, diese Schladen, die das Wohlleben Ihnen angehaftet hat, dann wären Sie wieder meine freie, stolze Lena mit dem weiten, großen Herzen!“

Er ist fort. Gedankenvoll steht sie am Fenster und sieht ihm nach. — Aber als sie in's Zimmer zurücktritt, leuchtet ihr von ihrem Schreibtisch ein weißes Papier entgegen. Dalberg hatte es ihr gestern gegeben mit allerlei Notizen darauf.

Wie verändert der Großherzog jetzt wieder ist! So ganz der alte Dalberg früherer Zeiten. Keine Andeutung mehr, wie er es auf dem Fest beim Gouverneur gemacht hat, von zu weit angebotenen Maschinen, die er seinem angeblichen Kaiser gegenüber nicht dulden will. Im Gegentheil, er hat Lena auf neue Verbindungen hingelenkt, die sich zu einem ganzen Reich vereinen müssen, seit die Hubschrauben aus Rußland sich vermehren und der Stern Napoleons zu erbleichen beginnt.

Ein verächtliches Lächeln umspielt die Lippen der Gräfin.

Niemals hat sich Dalberg's Charaktereigenschaften schärfer ausgeprägt als jetzt. Er weiß genau, daß er, der regierende Fürst von Napoleons Gnade, sich bei einem möglichen Sturz des Kaisers eine Krone nur dann erhalten kann, wenn er schon jetzt seine Verbindungen antnüpft mit denen, die vielleicht Napoleons Besieger sein werden.

„Ja, Franz von Greiffenklau hat recht, tausendmal recht! Wie verächtlich sind alle diese Maschinen! Ein denn diese Marionetten etwas anderes werth, als daß man sie am Faden ziehen läßt, und ihnen dann den Fuß auf den Nacken setzt?“

Indessen sah Greiffenklau im schwankenden Boot, das ihn auf das andere Rheinufer, nach Kassel führen sollte. Heulend fuhr ein schneidender Nordost über das Wasser hin und trieb die Eischollen gegeneinander.

„Das wird ihm schlimm,“ sagte der Schiffer, der mit Schwertschneid's Ansehens arbeitete. „Von Mannheim und aus dem Neckar her wälzen sich ganze Eisberge den Rhein herab, und wenn's so fortgeht, gibt es heut noch einen Sturm, wie wir ihn lange nicht gehabt haben. Das wird wohl das letzte Boot sein für die nächste Zeit, denn wer sich dann noch hinauswagen wollte, der riskirt sein Leben, es ist fahrer Tod, und ich wollte es keinem raten.“

Anrührend reiben sich die Eischollen an dem Boot, und der Freiherr greift ebenfalls zum Ruder, da er sieht, daß dem Mann die Kräfte beinahe erlahmen.

Endlich ist man am anderen Ufer gelandet, in dem kleinen Gasthof zum

blauen Hecht, der in der Nähe der Landtagsstelle liegt, kehrt der Freiherr ein, nur auf ein paar Minuten, wie er beabsichtigt.

„Ist mein Diener Janah aus Frankfurt schon angekommen?“ fragt er den Wirth, der ihm diensteifrig entgegensteht; denn man kennt den Freiherrn von Greiffenklau überall, man weiß, daß jeder Nothleidende, der sich an ihn wendet, bei ihm thätkräftige Hilfe findet, und man zollt ihm deshalb unbegrenzte Verehrung. Aber man fürchtet ihn auch, denn er ist unerbittlich streng, er verlangt von seinen Schüligen unbedingten Gehorsam und kennt keine Nachsicht, wo es sich bei unläuterer Charakteren, die Besserung gelobt, um Rückfälle handelt. Solche Glieder werden aus seiner Gemeinde ohne Gnade ausgeschlossen.

Der Wirth hat Greiffenklau erwidert, daß sein Diener noch nicht angekommen sei.

„So will ich warten“ versetzt der Freiherr.

Ungebulda schreitet er in die kleine Wirthshube, in der seine gewaltige, hochgewachsene Gestalt fast bis zur Decke reicht, auf und ab.

Gemüth hat sich Janah, der sonst so Mächtigste, durch die veränderten Wege bedrückt, verpölet. Er sollte ihm neben vielen anderen Sachen auch Arzneimittel für seine Kranken, deren er mehrere in seinem Schloß hat mitbringen.

Zurück ist es Abend geworden. Der Wind hat sich zum Sturm erhoben, zum eifigen Schneesturm. Die hariggetrorenen Flocken schlagen wie Hagelkörner gegen die Fensterhölzer; dazu ertönt das Heulen und Krachen der aufeinanderstürzenden Eisflossen.

Der Wirth bringt den Abendimbibé. „Der Herr Baron sollten die Nacht hierbleiben,“ sagt er. „Ich lasse das beste Zimmer im Hause für den Herrn herrichten, denn das wird heut eine Nacht, in der alle bösen Geister losgelassen sind, der Schnee ballt sich zu wahren Bergen zusammen. Gnade Gott, vor heut noch hinaus muß, da sind selbst die Landwege gefährlich.“

Doch Greiffenklau will nichts davon wissen; wenn sein Diener aus Frankfurt zurück ist, will er weiter auf sein Schloß im Rheingau.

Und während Greiffenklau die Mahlzeit verzehrt, klagt ihm der Wirth seine Noth. Wie jetzt alles dann niedersiege, wie die große Zehnerung dem Volk furchtbare Wunden schlage, Handel und Wandel seien gelähmt, da die jungen Arbeitskräfte fehlen; denn alles, was noch gesunde Glieder habe, sei zur großen Armee eingezogen.

„Ich habe, wie der Herr Baron wissen, ein Lied davon zu singen. Meine drei schönsten, kräftigen Söhne! Einer liegt auf dem Schlachtfelde in Spanien, dem zweiten haben sie ein Bein abgeschossen. Nun humpelt er auf einem Stielstuhl herum, und ich habe ihn ja, Gott sei Dank, dafür doch für immer im Hause und eine Stütze für meine alten Tage.“

Das klingt beinahe, als wenn der alte Mann noch dankbar dafür ist, daß der Sohn zum Krüppel geworden, denn nun kann er doch nicht mehr zur großen Armee herangezogen werden, auch nicht mit Gewalt.

„Mein dritter Sohn ist in Rußland,“ sagt er mit Thränen. „Ein blühender, schöner Junge, das war mein Stolz. Wer weiß, was aus ihm geworden! Neulich kehrten hier ein paar verprengte Flüchtlinge ein. Die erzählten, daß Gost erbarmt! Die schänen Regimenter, die hier so stolz durchzogen, wo sind sie geblieben? Alles verloren! Und nun kämpfen sie mit dem Hunger und der Kälte; die feindlichen Eingeborenen zünden ihnen die Scheunen, in denen sie ein färgliches Obdach gesucht haben, über dem Kopf an, daß sie elend darin verberren; die russischen Geschosse reißten ganze Reihen nieder, und in die Wunden kommt der Brand. Wie wandelnde Gespenster sollen sie aussehen, die sich durch Sturm und Kälte weiterkämpfen, und mancher schießt sich 'ne Kugel durch den Kopf, weil er das Elend nicht mehr ertragen kann. Ist es nicht ein Jammer zu denken, daß mein lieber Junge auf diese Weise elend zu Grunde geht, und ich vielleicht nie wieder etwas von ihm höre? Aber unser allergnädigster Kaiser muß es ja wissen, wozu das alles gut ist, er ist der Herr, und wir können das mit unserm einfachen Verstand nicht beurtheilen.“

Traurig schleicht der alte Mann hinaus, dankbar für die Trostsworte und das reiche Geldgeschenk, das der Freiherr ihm in die Hand gedrückt hat.

Greiffenklau steht am Fenster und sieht hinaus in den wirbelnden Tanz der Schneeflocken, zu dem der Sturm die begleitende Melodie heult.

„Sind die Menschen nicht Anechtsnaturen?“ sagt er grimmig vor sich hin. „Nur dieser Riesengeist ohne Seele, dieser kraffe Gost nicht ohne lächelnd über sie hinwegschreiten, wenn er sieht, daß sie sich wie der Wurm im Sande widerspruchslos von ihm zerretzen lassen? Reiner, der es mag, diejenige Mann die Stin zu bieten und ihm zuzurufen: „Ich bin ich, ich verlange als Mensch das Recht meiner Individualität und des Menschenthums!“

Endlich ist Janah, der bucklige Diener, ebenfalls im Wirthshause angekommen; doch es ist spät geworden, und so giebt Greiffenklau den Vorstellungen seines Wirthes und des Dieners nach, die Nacht dazubleiben. Er thut das mehr aus Rücksicht für den kleinen Budigen als für sich selbst; denn Janah sieht müde und erschöpft aus, er hat einen großen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen müssen, beladen mit den Aufträgen des Herrn, weil die Post im Schnee stehen geblieben ist.

„Nach, daß Du in's Bett kommst, mein Alter,“ sagte der Freiherr gütig zum Diener, indem er seine Hilfe ablehnt. „Du hast den Schlaf nötig.“

Der Wirth kennt die Gemohnheiten des Freiherrn, sich spät, oft erst nach Mitternacht zur Ruhe zu begeben, er zieht sich mit tiefen Büdingen zurück, und bald schläft das ganze Haus.

Nimmer noch steht der Freiherr am Fenster, dem Kampf der Elemente lauschend, der gut zu seinen finsternen Gedanken paßt. Der Jammer der Menschheit und das Gefühl der Ohnmacht, den Kampf mit diesem Jammer aufzunehmen, lastet auf ihm wie ein Alp. Was hilft alle Selbstaufopferung, was helfen alle Bemühungen, wieder gut zu machen, was die Menschen über das Schicksal gefunden! Der große Klagelaut, der durch die Welt geht, wird niemals verstummen, und Franz von Greiffenklau's Wirken wird sich immer nur auf einen kleinen Kreis beschränken können.

Das sind unerträgliche, quälende Gedanken, die Greiffenklau nicht abzuschütteln vermag. Er möchte am liebsten den Kampf mit ihnen aufnehmen, indem er hinaus eilte in die Sturmnacht, wie er es schon oft im Leben gethan hat. Der Kampf von außen besiegt am besten die kämpfenden Dämonen des Inneren!

Da ertönt Schlittengeläut aus der Ferne, es kommt näher und näher und hält endlich vor dem Hause, und bald darauf hört man drohnende Schläge an der Hausthür. Aber alles im Hause liegt in tiefem Schlaf, keine Antwort erfolgt.

Aus dem Inneren des Schlittens hört man einen französischen Juch. Das Klopfen und Rufen wird stärker und lauter; oben über der Hausthür öffnet sich ein Fenster, der Wirth erscheint verschlafen und verdrücklich.

„Seid Ihr Christenmenschen, daß Ihr ebrliche Leute in der Nacht aus dem Schlaf weckt?“ ruft er.

Auf die verdrückliche Frage erfolgt die verdrückliche Antwort des Aufstehenden, daß in dem Schlitten drei Reisende sitzen, die einen Schiffer verlangen, um sofort nach Mainz übergeföhrt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Lebenskunst.

Wer sie sich zu Eigen macht, wird glücklich sein.

Zur rechten Zeit erfahren, zur rechten Zeit verlassen der Eros Glück und Günst! Zur rechten Zeit erfahren, zur rechten Zeit verlassen in eine schwere Kunst!

Kein Zweifel, die Lebenskunst ist eine schwere Kunst für denjenigen, der nicht schon als Lebenskünstler geboren ist. Talent dazu muß man haben, Genie. Menschen, die dies besitzen, sind glücklich!

Sie verstehen das „Erfassen“ und „Verlassen“ zur rechten Zeit, worin alle Lebenskunst wurzelt. Aber es giebt auch einen Spruch, der heißt: „Nicht erst Talent!“ Und wenn er auch nicht vollkommen erfehrt, so vermag doch der Fleißige gar vieles zu lernen, auch in der Lebenskunst, die den Menschen glücklich macht, ja, die eigentlich das Glück ist.

Was ist Glück? Zufall, Schicksal! Aber die Lebenskunst meistert Schicksal und Zufall, und sicherlich ist es besser, sein Glück selber suchen und gewinnen zu können, als auf Zufall und Schicksal warten zu müssen.

Es ist eine landläufige Redensart, daß der zufriedene Mensch glücklich sei. Aber das ist nicht richtig. Der Zufriedene ist eben nur — zufrieden. Glücklich ist ein etwas ganz anderes. Glücklich ist der Lebenskünstler, der aus jedem Geschehniß das Gute, das Schöne, das Bessere herausfindet, der das „Erfassen“ versteht. Ja, das Glück erfassen können! Der Hypochonder, den ein heller Sonnenstrahl am Morgen weckt, wendet sich mürrisch auf die andere Seite! Der zur Zufriedene binzelt gleichgiltig in die Helle! Aber der Lebenskünstler macht fröhlich die Augen auf, O, du liebe Sonne! Dem Hypochonder ist der Kaffee zu heiß, das Brod zu frisch, die Butter zu alt; der nur Zufriedene schludt alles hinunter. Aber dem Lebenskünstler schmeckt es köstlich.

Und so geht's „durch alle Rubriken“. Der Erde Glück und Günst! des Augenblicks Geschenk weiß der Lebenskünstler zu fassen und zu halten. Aus einem kleinen Guckchen Glück weiß er sich ein Gemad zu fertigen, er dehnt und zieht so lange, bis es recht. Nichts ist befändarer in einer geschickten Hand als der Stoff, aus dem das Glück gemacht ist, und nichts unangiebiger in ungeschickten Fingern.

Unter den Frauen findet man häufig wahre, echte Lebenskünstlerinnen. Die Männer wissen meistens mit Glück und Schicksal wenig anzufangen, und von wahrer Lebenslust verstehen

und halten sie wenig. Darum macht sie auch das Glück selten ganz froh, und das Unglück schmettert sie nieder und läßt sie mürrisch oder hart oder menschenfeindlich werden.

Anderer die Frau. Dies ist jedoch keineswegs die Regel, daher ist es wohl besser, ich spreche vom Lebenskünstler im Allgemeinen. Dieser fängt den Sonnenstrahl in einem Glaschen, daß er verzehnfacht funktelt und glitzert. Er freut sich des Kleinen und Alltäglichen. Ein Lebenskünstler sagt: „Ach, der herrliche Regen, der wohlthätige, der gesegnete!“ — und wenn es friert, daß der Schnee knirscht, freut er sich des warmen Ovens.

Das ist die Kunst des Erfassens. Aber fast noch größer ist die Kunst des Verlassens. Eine Bequemlichkeit, eine Angemohnheit, eine liebe Gewohnheit, wie schwer, wie mürrisch giebt mancher sie auf; wie leicht, wie heiter ein Lebenskünstler. Ein schwerer Verlust, Unglück, Vermögensverfall, drückt diesen wie mit Centnergewicht nieder. Wenn er auch vielleicht zunächst tief gebeugt ist, richtet er sich doch bald wieder auf, wie die biegsame Weide nach dem Sturm. Er greift mit leisen Händen nach der Hoffnung und klammert sich an und hält sich fest, knüpft alle zerfessenen Fäden wieder zusammen, und unveränderlich sitzt und kettet er das Zerstückte und Zerbrochene. Hinter der dicksten Witterwolke weiß der oder die Lebenskünstlerin den blauen Himmel, und sie ahnt schon im Sturm die Stille und den Frieden. Und wenn sie wirklich in einem Grabbügel ihr ganzes Glück hat, dann bedeckt sie ihn wenigstens mit Blumen und bespiant ihn mit Immergrün.

Darum lerne Lebenskunst! Ist sie Dir nicht aneboren, so strebe mit eifrigem Bemühen nach ihr. Suche das Gute im Kleinen, das Schöne im Alltäglichen. Ruhe den Augenblick, der nicht wiederkehrt, und den Tag, der ewig vorüber ist am Abend. Lerne Erfassen und Verlassen!

Erfenne Lebenskunst!

## Antwort: Ja!

Sollen Kinder Brillen tragen?

Der Berliner Augenarzt Dr. Ernst Heimann läßt sich wie folgt darüber aus:

Da der Augenarzt so häufig, wenn es sich um die Verordnung von Brillen bei Kindern handelt, auf Gleichgültigkeit, ja sogar auf Widerstand Seitens der Eltern oder der Angehörigen stößt, möchte ich gern mit einigen erklärenden Worten darauf hinweisen, wie gerade im Kindesalter das Tragen eines richtigen Glases von eminentester, nicht genugsam zu betonender Bedeutung ist.

Und dies aus zwei Gründen: Erstens bleibt ein Kind, das an dem Brechungsfehler des Auges leidet, sei es nun übermäßig oder kurzfristig, bei Weitem in seiner Ausbildung hinter seinen mit normalen Augen begabten Altersgenossen zurück. Das kurzfristige Kind verliert die Lust am Lernen, da es trotz aller Anstrengungen es den Anderen doch nicht gleich thun kann, und so kommt es, daß gerade die ersten Jahre des Schulunterrichts, die so wichtig für die spätere intellektuelle Entwicklung sind, ungenutzt verstreichen; ein Defizit in dieser Anfangsphase der geistigen Entfaltung wird aber später nur sehr schwer wieder ausgeglichen. Dazu kommt, daß die Kurzsichtigkeit eine stärkere Annäherung des Kopfes an die Bücher erfordert. Die Folge davon ist eine schlechte Haltung des Körpers, die in den Jahren des Wachstums leicht zu einer nicht wieder zu beseitigenden Krümmung der Wirbelsäule führen kann. Ist der kleine ABC-Schüler aber übermäßig, so ermbüben seine Augen schon wenige Minuten, nachdem er seine Schularbeiten begonnen, er wird bald gescholten, und es stellen sich die oben erwähnten üblen Folgen für seine geistige Entwicklung ein.

Die Anschauung, man dürfe das Auge nicht so frühzeitig mit einer Brille „verwöhnen“, ist eine ebenso verbreitete, wie irrig; die Brechungsfehler des Auges, Uebersehigkeit, Kurzsichtigkeit u. s. w., müssen vielmehr durch zweckentsprechende Brillen ausgeglichen werden. Unterlassungsfürden in dieser Richtung würden sich früher oder später empfindlich rächen.

Und noch ein zweiter Faktor ist es, der es als dringend, geboten erscheinen läßt, den abnormen Brechungsstand des übersehigen und des kurzfristigen Auges bei den Kindern durch Gläser zu corrigieren, daß ist die erst in neuerer Zeit zu voller Würdigung gelangte Thatsache, daß man vorbeugend im Stande ist, durch Auswahl eines entsprechenden Glases, die natürlich in der sorgfältigsten Weise von einem Spezialisten vorgenommen werden muß, die weiteren schädlichen Veränderungen am Auge selbst hintan zu halten. Bei Uebersehigkeit ist neben der ausgleichenden Wirkung die Verhinderung des Schielens die Aufgabe der corrigirenden Gläser, aber von noch größerer Bedeutung ist die Brille für den jugendlichen Kurzfristigen. Hier kann das Tragen eines richtigen Correctingglases das sonst rapide Zunehmen der Kurzsichtigkeit unterdrücken, es ist die Möglichkeit gegeben, das Eintreten jener schweren Augenkrankheiten zu vermeiden, wie sie gewöhnlich bei den hohen Graden der Kurzsichtigkeit — mit allen ihren, die Existenz des Menschen in Frage stellenden Folgen — im Laufe der Jahre entstehen.